

DIE MISSIONARISCHE GESTALTUNG DES GOTTESDIENSTES IN GESCHICHTLICHER BETRACHTUNG

Wenn wir eine geschichtliche Betrachtung an den Anfang unserer ganz praktisch gemeinten Überlegungen stellen, kann dies nur die Bedeutung haben, daß wir uns so von den Zufälligkeiten der augenblicklichen Lage einigermaßen distanzieren, einen weiteren Horizont gewinnen und leichter die Wesensgesetze für eine missionarische Gestaltung des Gottesdienstes gewinnen können.

Da ist vor allem festzustellen, daß uns die Geschichte mahnt, dem Wort „missionarisch“ in unserem Zusammenhang die richtige Bedeutung zu geben. Die alte Kirche hat nicht daran gedacht, durch die Liturgie im eigentlichen Sinn missionarisch, d. h. nach außen werbend zu wirken. Sie hat umgekehrt alle noch nicht Getauften und in manchen Kirchenprovinzen sogar auch von den Getauften die Büsser und Unwürdigen vom Gottesdienst, jedenfalls von der Eucharistiefeier ferngehalten, und dies nicht erst seitdem es eine Arkandisziplin gab, und auch noch dann, als die Arkandisziplin in engerem Sinn schon wieder aufgegeben war. Man hatte das richtige Gefühl, daß das Heiligste, was der Kirche anvertraut ist, nicht vor aller Augen unverhüllt offen liegen soll, daß der Kirchenraum, wenigstens insofern er Raum für die Eucharistiefeier ist, der *plebs sancta* gehört und nur ihr, und daß eine Grenzlinie sein muß, die das Heilige vom Unheiligen scheidet. Man hat die Mahnung des Herrn: *nolite sanctum dare canibus* (Mt 7, 6) in einem ganz konkreten Sinn genommen.

Wohl aber hat man darauf gesehen, dem Gottesdienst eine Gestalt zu geben, in der das christliche Bewußtsein für diejenigen, die innerhalb des heiligen Kreises sind, einen möglichst klaren und lebendigen Ausdruck findet, eine Gestalt, die auf die Gläubigen erneuernd, belebend zurückwirken mußte; man hat gesucht in der Liturgie dem Wissen um unsere Erlösung und Begnadung Ausdruck zu verleihen, dem Wissen vom Guten Hirten, der uns vorangeht in Leiden, Tod und Auferstehung, dem Wissen von der neuen Schöpfung, in die wir hineingenommen sind. Man hat dieses Bewußtsein ausgesprochen in den Werken der kirchlichen Kunst, zuerst gewissermaßen gedämpft und halblaut in den Katakombenmalereien, dann laut und triumphierend im Apsismosaik der Basiliken, wo das himmlische Jerusalem aufstrahlt und darüber das Christussymbol oder das Glorienkreuz, oder wo Christus als der Gute Hirte in der Paradieslandschaft steht und die Paradiesströme von ihm ausgehen, aus dem die Hirsche oder die Tauben trinken. Und genau dasselbe hat man ausgesprochen im Eucharistiegebet, im Dankgebet, zu dem schon damals mit dem *Gratias agamus* aufgerufen wurde und in dem in einem Strom des Dankes das Erlösungswerk gepriesen wurde. Es genügt, das Eucharistiegebet zu lesen, das Hippolyt von Rom um 215 niedergeschrieben hat, um von dieser Gedankenwelt einen Begriff zu bekommen.

Die Eucharistiefeier war also vor allem Gedächtnisfeier, Feier dankbaren Gedenkens, und der Gedächtnistag war allwöchentlich der Sonntag, und, nur entsprechend ausgestaltet und bereichert, das Osterfest. Man hat den Tag der Auferstehung des Herrn als eigentlichen Gedenktag gewählt, nicht den Tag des Kreuzestodes (der war von jeher Fasttag), weil

man das Erlösungswerk vor Augen haben wollte in seiner Vollendung, weil man den Herrn sehen wollte als denjenigen, der Welt und Sünde und Tod überwunden hat, weil am Sonntag unser Glauben und unser Hoffen aufleuchten soll. Der Sonntag hat österliches Gepräge; er ist österlicher Gedächtnistag. Darum betete man am Sonntag stehend: zu Ehren des Auferstandenen, mit dem wir auferstanden sind; denn wer auferstanden ist, sagt man, der steht. Wir haben davon ja auch heute noch eine leise Erinnerung, wenn wir das Angelus Domini oder das Salve Regina am Sonntag stehend beten. Der Sonntag hat österliches Gepräge das ganze Jahr hindurch. Überhaupt bildet der Ostergedanke eine Komponente fast aller Festtage. Die Liturgie kennt auch heute noch nicht die scharfe Scheidung der Festgedanken, wie sie in volkstümlichen Darstellungen üblich ist. Aber vor allem der Sonntag hat österlichen Charakter. Wir lesen es auch heute noch in den Katechismen, daß der Sonntag gefeiert wird zur Erinnerung an die Auferstehung des Herrn; aber der Gedanke wäre zu ergänzen: nicht zur Erinnerung an die Auferstehung als eines isolierten Faktums, sondern der Auferstehung als Höhepunkt und Schlußpunkt des Werkes der Erlösung — unserer Erlösung, der Sonntag als der Tag, an dem die Christengemeinde nach der Plage der Woche sich ihrer Hoffnung erinnert und ihres Christenstandes froh sein wird.

Die Christengemeinde. Man spürt es allenthalben an der altchristlichen Liturgie, daß es ihr darum geht, daß die Gemeinde feiert, daß die Gemeinde ihres Christseins froh wird. Auf die Gemeinde soll in diesem Sinn eine missionarische Wirkung ausgehen. Denn die Geheimnisse der christlichen Heilsordnung werden nicht betrachtet als etwas, das der Klerus hütet, sondern sind Gemeingut aller, gemeinsamer Besitz des Gottesvolkes. Die Kirche ist die *communio sanctorum*. Dieses Wort hat Augustinus (und haben andere) so verstanden, daß sie eine Gemeinschaft ist, die sich um heilige Güter gebildet hat (*sanctorum* als Genetiv von *sancta*). Aus solcher Denkweise erfließen auch die bekannten Wesenszüge der Liturgie, die wir heute wieder einigermaßen zu verlebendigen suchen: lautgesprochene Gebete in einer Sprache, die von allen verstanden wird; im Plural, weil sie im Namen aller gesprochen werden; der Gruß, der vom Volke beantwortet wird, am Anfang und das Amen des Volkes am Ende der Gebete; auf dem Höhepunkt des Eucharistiegebetes das Sanctus, von allen gesungen; dann das litaneiartige Beten im Kyrie und das responsorische Singen zwischen den Lesungen, wo das Volk mit dem Alleluja oder mit einem anderen Kehrsvers auf die Verse des Psalms reagierte. Es besteht ein inniger Kontakt zwischen Volk und Altar. Das Volk konformiert sich auch in der Körperhaltung mit dem Zelebranten: wenn er mit ausgespannten Armen betet, nehmen auch die Gläubigen Orantenhaltung an; wenn er segnet, verbeugen sich alle; wenn der Diakon ruft: *flectamus genua* (das kommt allerdings nur in der Vormesse in Frage und außerhalb des eucharistischen Gottesdienstes), dann knien alle nieder und verharren eine Weile im stillen Gebete. Die Gemeinde betet, die Gemeinde gedenkt der großen Heilstatsachen. Dieses Gedenken und Wissen um die Heilstatsachen, um die neue Weltordnung wird auch unterstützt und bereichert durch die Lesungen: Lesungen aus der Heiligen Schrift, Lesungen, die noch ernst gemeint sind, die immer wieder neue Durchblicke gewähren durch die Welt des Glaubens und auf die Grundtatsachen der Heilsordnung.

Dabei entfaltet sich diese gemeinsame Feier nicht nur sozusagen in der Ebene, in der Horizontale des Gedenkens, Hörens, Betens, sondern auch in der Tiefe. Es gilt ja, des Opfertodes Christi und der verschiedenen Heilstatsachen nicht nur zu gedenken, sondern das Opfer mit darzubringen, daran teilzunehmen. Auch diese Dimension wurde gepflegt und ausgebaut in der Form des Gebetes, im Opfergang und vor allem in der allgemeinen Kommunion der Gläubigen, die so auch sakramental am Opfer teilnahmen.

Der Gottesdienst, vor allem der eucharistische Sonntagsgottesdienst war also durch und durch als Gemeinschaftsfeier gestaltet. Weil er Gemeinschaftsfeier war, fand er auch, seitdem die Kirche frei war, zu jener Tagesstunde statt, die man auch sonst und auch heute noch für einen wichtigen Akt verwendet, um die Mitte des Vormittags, zur dritten Stunde — was nicht ausschloß, daß auch, wie Leo der Große bezeugt, ein wiederholter Gottesdienst gehalten werden konnte. Aber die Sonntagsmesse sollte gemeinsam gefeiert werden. Bis tief ins Mittelalter wurde gefordert, daß Privatmessen am Sonntag gewissermaßen nur hinter verschlossenen Türen stattfanden und daß sie für das Volk gar nicht zugänglich waren. Erst am Ausgang des Mittelalters geht man davon ab und räumt ein, daß man durch Anhören irgendeiner Messe, auch einer stillen Messe die Sonntagspflicht erfülle. Gewiß können wir hier nicht mehr zurück zum einen Pfarrgottesdienst, aber wir können die stillen Früh- und Spätmessen so gestalten, daß sie ebenfalls irgendwie Gemeinschaftsgottesdienst sind.

So wurden die Gläubigen Sonntag für Sonntag gewissermaßen eingetaucht in die Welt der christlichen Geheimnisse und Tatsachen: Erlösung, Gnade, kirchliche Gemeinschaft. Sie wurden geformt durch den Gottesdienst. Notgedrungen nehmen sie mehr und mehr von seinem Geiste in sich auf. Es ging tatsächlich eine missionarische Kraft von ihm aus, auf diejenigen, die teilnahmen. Ja, man muß wohl sagen; die innere Missionierung, die Erziehung des christlichen Volkes, die allmähliche Umformung des Denkens aus einer zunächst noch halbheidnischen Denkweise (wie es bei den Massenkonzersionen des 4./5. Jahrhunderts unvermeidlich war) zu einer christlichen Denkweise, die Umformung der heidnischen Welt in eine christliche Welt, wie wir sie im Mittelalter allmählich sich gestalten sehen, ist wesentlich durch den Gottesdienst erreicht worden, durch einen wohlgestalteten, lebendigen Gottesdienst. Denn andere Wege der Seelsorge hat es damals kaum gegeben. Es gab keine christlichen Schulen, keine kirchliche Kinderkatechese, es gab keine eigene Jugendseelsorge, auch keine Christenlehre für die Erwachsenen (abgesehen von der Wiederholung der wichtigsten Gebete nur die Predigt, und diese meist in sehr bescheidener Form; sie war vielfach auch nur das Vorrecht des Bischofs), es gab kein christliches Vereinsleben, keine organisierte Katholische Aktion. Es gab wohl eine christliche Caritas, es gab eine gewisse kirchliche Aufsicht und es gab ein überstrenges Bußwesen, dessen pastoraler Wert aber schon im christlichen Altertum fraglich geworden ist. Was vor allem wirken konnte und mußte, war der Sonntagsgottesdienst, er muß der Hauptfaktor in der Formung des christlichen Volkes gewesen sein.

Wir spüren dieselbe Wirkung auch noch in den Jahrhunderten des späteren Mittelalters. Die Seelsorge besteht immer noch wesentlich darin,



daß der Gottesdienst gehalten und von allen besucht wird. Aber der Gottesdienst wird nur mehr in den großen Umrissen irgendwie verstanden. Man weiß noch vom wesentlichen Inhalt der Messe als Vergegenwärtigung des Leidens Christi (in der allegorischen Deutung der Zeremonien), man kennt noch den Inhalt der großen Feste. Aber wie stark hat sogar noch dieses bescheidene Maß liturgischer Anteilnahme das Volksleben des späten Mittelalters geprägt. Die Festgedanken wurden weitergesponnen in den Weihnachts- und Osterspielen, in den Fronleichnam- und Mysterienspielen, und in einem vielfältigen Brauchtum. Sie wurden dargestellt in unzähligen Fresken und Tafelbildern, bei denen man sich schon gewundert hat, weshalb sie, abgesehen vom Leben der Heiligen und der Gottesmutter, fast nur die Kindheitsgeschichte Jesu und das Passionsthema behandeln. Es sind eben die Gedanken von Weihnachten und Ostern, die in der Volksseele weiterschwingen und in der Kunst Gestalt annehmen. Texte in der Volkssprache sind in der Liturgie des Mittelalters sehr selten geblieben. In Frankreich lebte jedoch in der Volkssprache nach dem Evangelium noch das Gebet der Gläubigen nach. Als die Jungfrau von Orleans von ihren Richtern, die sie in eine Häresie verwickeln wollten, gefragt wurde, ob sie sicher wisse, daß sie im Stande der Gnade sei, da zitierte sie an Stelle einer anderen Antwort einen Satz aus dem damaligen Gebet der Gläubigen: „Wenn ich nicht darin bin, möge Gott mich darein versetzen, wenn ich darin bin, möge er mich darin bewahren.“ Das war ihre Theologie, aus der Liturgie geschöpft. Auch für das Mittelalter war trotz allem die Liturgie die wichtigste Stütze des Glaubens.

Ein anderer Fall, der bis in die Gegenwart reicht, ist der Fall der orientalischen Kirchengemeinschaften, die z. T. schon seit dem 7. Jahrhundert unter der Gewalt des Halbmondes standen, so in Ägypten und in Syrien und Mesopotamien. Über 1000 Jahre sind sie unter dem Druck des Islams gestanden, der erst seit dem Zerfall der Türkei eine gewisse Lockerung erfahren hat. Das kirchliche Leben war schwer gelähmt; die wirtschaftlichen Voraussetzungen wurden immer armseliger, von kirchlichem Unterricht, von Schulen, von theologischem Studium, das einmal so sehr geblüht hatte, konnte keine Rede mehr sein. Sogar die Predigt hörte (z. B. bei den Syrern) aus Mangel an Möglichkeiten theologischer Bildung gänzlich auf. Man hatte nur mehr die Liturgie, aber diese hatte noch soviel Lebendigkeit, daß sie, als das Volk die eigene syrische, koptische oder griechische Sprache verlernt hatte und nur mehr das Arabisch der Siegermächte verstand, in einem gewissen Ausmaß den Übergang zum Arabischen vollzog, nämlich für jene Partien, die für die Teilnahme des Volkes am meisten in Betracht kamen, die Lesungen und die Litaneien. Das genügte, daß sich in diesen Völkern das Christentum erhalten hat auch über ein Jahrtausend schweren Druckes hinweg. Wie stark der Anteil der Liturgie an diesem Erfolg war, können wir auch davon ablesen, daß wir ja heute noch von den orientalischen Riten sprechen und dabei das Volkstum, den christlichen Eigenbesitz dieser Minoritäten meinen.

Es liegt ein gewaltiges Potential in der Liturgie, ein gewaltiger Vorrat an latenten Energien; sie müssen nur frei gemacht werden. Wir können also von der missionarischen Kraft des Gottesdienstes reden; aber es ist zunächst innere Mission, Volksmission, vielleicht auf die Dauer die wirksamste Form der Volksmission, freilich zunächst nur für den inneren Kreis

der noch Gläubigen. Aber diese können durch den Gottesdienst, besonders wenn Predigt und Katechese hinführend und verdeutlichend hinzukommen, vom bloßen Festhalten am Glauben zur Freude am Glauben geführt werden, und es müßte mit der Zeit eine gewisse Strahlungskraft in ihnen aufbrechen, die auch andere in den Bannkreis zieht. Sicher ist, daß wir einen Fortschritt in der Sonntagsheiligung nicht erzielen werden durch die bloße Betonung der Sonntagspflicht, auch nicht durch kasuistisches Hinausschieben der Verpflichtungsgrenzen und durch äußere Maßnahmen, sondern nur indem wir den Gehalt des Sonntags aufschließen und so die Freude am Sonntag wecken. Im christlichen Altertum ist nur sehr selten von der Sonntagspflicht die Rede; der Sonntag und der Sonntagsgottesdienst sind einfach ein Lebenselement. Eine gewisse Anziehungskraft müßte dann ein wohlgeformter Gottesdienst selbst doch auch auf die Randchristen als gelegentliche Besucher der Kirche ausüben, wenn sie nämlich merken, daß nicht nur ein uraltes Ritual hier abgewickelt wird, sondern daß hier höchste Lebenswerte Gestalt angenommen haben. In diesem doppelten Sinn dürfen wir auch heute vom Gottesdienst eine missionarische Wirkung erwarten.

Innsbruck

Univ.-Prof. Dr. Jos. A. Jungmann S. J.

DIE MISSIONARISCHE KRAFT DER LITURGIE HEUTE - UND DIE MISSIONARISCHE FUNKTION DER PFARRE

Die Liturgie hat eine Sinnrichtung auf Gott hin aber auch eine auf den Menschen und auf die Kirche hin, also auf den einzelnen Christen und auf die christliche Gemeinde (Gülden). Alle diese drei Sinnrichtungen müssen lebendig und in einer gewissen Ordnung Gestalt erlangen. Wenn der Gottesdienst von Gott her als Geschenk gegeben und darum gebunden ist, so muß er dennoch auch als Tat des Menschen, als Ausdruck des religiösen Bewußtseins und des Glaubens und der Hingabe eben echt vollziehbar sein. Und auch von hier aus ergeben sich gewisse Forderungen an seine Gestalt. Es scheint mir, daß die liturgische Bewegung bis jetzt vornehmlich — und das war richtig — die überkommenen Formen des Gottesdienstes wieder zum Leben zu erwecken versuchte, zeigen wollte, daß Evangelium Evangelium und Epistel Epistel sei, was in der Zwischenzeit verdunkelt gewesen war. Aber ebenso notwendig scheint es, daß die liturgische Bewegung auch von der anderen Seite her zu denken beginnen müßte, nicht nur die Form des Gottesdienstes, wie er ist, lebendig zu machen, sondern vom konstanten Volkscharakter her zu denken, auf den hin die Liturgie gestaltet ist. Es scheint, daß es in dem Gefüge des Volkes beeinflussbare und nicht beeinflussbare Bezirke gibt. Die Aufgabe, die hier aufleuchtet, scheint besonders deutlich zu werden in der Tatsache, daß doch auch die Einsetzung Jesu im Abendmahlsaale ihre geschichtlichen Umformungen gefunden hat. Wir sind eben daran, zwei solche Umformungen innerlich zu überwinden: die Messe als Andacht und die Messe als Konzert. Was aber kann uns die Messe heute sein? Es scheint doch